Die österreichisch-ungarische Offensive in Italien.

Von **Rudolf Amort.**

Vor wenigen Tagen kam die einigermaßen überraschende Meldung, daß die so glücklich und vielversprechend begonnene österreichische Offensive gegen Italien nach sechswöchiger Dauer nicht nur zum Stillstand kam, sondern sogar aufgegeben wurde. Der italienische Generalissimus Cadorna kleidete die für sein Land erfreuliche Kunde in die bombastisch klingenden Worte: „Der Feind, der unsere Verteidigung nicht niederringen konnte, wurde unter dem schweren Druck, den wir seit einigen Tagen auf ihn ausgeübt haben, gezwungen, nördlich der Mondrielle-Straße den Rückzug zu beginnen.“ Und dann folgte die Aufzählung einer ganzen Reihe von Namen von Ortschaften, Bergen und Tälern, welche die Oesterreicher geräumt hätten. Mit möglichst vielen Namen umherzuwerfen und so bei dem urteilslosen italienischen Publikum den Eindruck zu erwecken, als sei eine Riesenarbeit geleistet worden, gehört zu den liebgewordenen Gewohnheiten dieses Feldherrn, der seine Pappenheimer kennt und weiß, wie um vieles imposanter es klingt, wenn man sagt: Wir sind die 5. Avenue entlang vorgedrungen und haben die Ecke der 42., 43., 44., 45., 46., 47., und 48. Straße passiert, als wenn es einfach heißt: Wir sind an der 5. Avenue von 42. bis 48. Straße vorgedrungen.

Die österreichische Meldung lautet kurz und bündig: „Um unsere volle Aktionsfreiheit zu sichern, haben wir in dem Kampfabschnitt zwischen den Flüssen Etsch und Brenta unsere Linien verkürzt. Diese Aktion wurde durchgeführt, ohne von dem Feinde bemerkt oder belästigt zu werden. Wir hatten keine Verluste.“ Im diametralen Gegensatz hierzu behauptet Cadorna: „Heftige Kämpfe dauern an; der Feind zog sich eiligst zurück; wir fanden Schützengräben mit Leichen u. s. w. gefüllt; unsere Truppen trieben den Feind zurück.“ Wer die italienischen Siegesberichte seit Beginn des Feldzugs aufmerksam verfolgt hat, weiß, was er von diesen Aufschneidereien zu halten hat. Und weiß, daß die österreichischen Meldungen unbedingt verläßlich und der Wahrheit entsprechend sind. Wenn also Wien meldet: Wir gingen zurück, um unsere Front zu verkürzen und hatten keine Verluste, so hat es sich auch in Wirklichkeit zu verhalten. Daß die Oesterreicher ihre Toten nicht in den Schützengräben liegen lassen, sondern ihnen ein anständiges Begräbnis geben, brauchen wir dem Leser nicht zu versichern.

Nach der Ursache der österreichischen Frontveränderung zu suchen, ist nicht nötig. Als vor drei Wochen die Russen in Wolhynien und weiter südwärts bis zur rumänischen Grenze mit gewaltigen Truppenmassen und weit überlegener Artillerie die dünnen österreichischen Linien zurückzuschieben begannen, wußte die ganze Welt, daß dies hauptsächlich darum geschah, weil man den auf die Italiener ausgeübten Druck entlasten wollte. Denn wären die Oesterreicher noch weiter vorgedrungen und hätten sie durch einen Vorstoß bis zum Po die in Venetien und am Isonzo operierenden italienischen Armeen isoliert und abgeschnitten, so würden die Italiener, wie die Alliierten sich an den fünf Fingern abzählen konnten, schleunigst einen Separatfrieden geschlossen haben, um zu retten, was noch zu retten war. Um ihnen Luft zu schaffen und sie bei guter Laune zu erhalten, mußten die Russen die große Offensive beginnen. Diese Offensive hat denn auch ihren Hauptzweck erreicht. Oesterreich wurde gezwungen, seine siegreichen Truppen aus Oberitalien zurückzuziehen und sie nach dem Osten zu schicken, wo sie momentan nötiger sind. Und da man mit den schwachen Beständen es nicht riskieren durfte, die vorgeschobenen, guter Straßen- und Bahnverbindungen mit dem Hinterland gänzlich entbehrenden Stellungen gegen die inzwischen bedeutend verstärkten Italiener zu behaupten, zog man sich eben ein Stück zurück. Wobei man den Vorteil hatte, nicht nur an Truppen zu sparen, sondern auch sich günstigere Verteidigungspositionen, als man vor der Offensive hatte, aussuchen zu können.

Die österreichische Offensive gegen Italien beschränkte sich auf das Gebiet der Lessinischen Alpen zwischen den Flußläufen der Etsch und Brenta. Bekanntlich hatte Oesterreich bei Kriegsausbruch den Tirolerteil dieses Gebietes den Feinden kampflos überlassen. Warum dies geschah, und wie sich die Dinge in diesem Abschnitt während der ersten elf Kriegsmonate entwickelt haben, schildert mit großer Sachkenntnis der Kriegsberichterstatter Wirth folgendermaßen:

„Bei Beginn des italienischen Feldzuges vor genau einem Jahre hatte sich die österreichisch-ungarische Heeresleitung entschlossen, ihre Verteidigungsfront nicht nach der strategisch ungünstigen Landesgrenze zu regeln, sondern längs einer passenderen Linie ein Bollwerk aufzurichten, das von Natur aus möglichst stark und außerdem gegen strategische und taktische Umfassungen im allgemeinen geschützt sein sollte. Dazu war es vor allem nötig, einen größeren Teil des halbinselartig ins italienische Gebiet hineinragenden Trentino vorläufig zu opfern, ein Gebiet also, das von drei Seiten, von Westen, Süden und Osten, bedroht werden konnte. Die österreichisch-ungarische Verteidigungs-Linie wurde daher so gewählt, daß sie von dem durch die Festung Riva geschützten Nordende des Gardasees aus ziemlich geradlinig nach Osten verlief, das Etschtal bei Rovereto kreuzte und dann mit Einbiegung nach Nordosten am Süd- und Ostrand der stark befestigten Plateaus von Vielgereuth und Lafraun vorüberführend das Val Sugana östlich Levico durchschnitt, solcherart das ganze Gebiet der Lessinischen Alpen freiwillig dem Feinde überlassend. Wie außerordentlich klug diese strategische Linie, die sich weiter östlich auf dem Gipfelgrat der Fassaner Alpen fortsetzt, gewählt war, kann man aus der Geschichte des ersten italienischen Kriegsjahres lernen. Der Feind war gezwungen, immer wieder frontal gegen die langgestreckte Mauer zu rennen, hinter der unerreichbar Trient lag. Seine Fortschritte auf diesem nach der Isonzofront wichtigsten Abschnitt des ganzen südwestlichen Kriegsschauplatzes waren, wenn man überhaupt von Fortschritten reden kann, ganz unbedeutend und ließen die Hauptstellungen der Verteidiger ohne eine einzige Ausnahme völlig unberührt. Am blutigsten und zugleich nutzlosesten waren die immer wiederholten Angriffe gegen die Hochflächen von Vielgereuth und Lafraun, über die sich die Italiener den Weg nach Trient zu erzwingen gedachten, nachdem sie eingesehen hatten, daß die direkte Straße durch das Etschtal hoffnungslos verrammelt sei. Die Kämpfe auf den Südrändern der Plateaus waren besonders wütend im September und Oktober. Aber auch sonst verging kaum ein Tag, an dem die Italiener dort nicht mit aller ihrer artilleristischen Kraft die österreichisch-ungarischen Stellungen und Befestigungen mürbe zu machen trachteten. Das zähe und unerschütterliche Ausharren der Helden, die dort oben kämpften, gehört zu jenen stillen Taten, von denen man wenig hört, die aber doch den allergrößten des gesamten Weltkriegs an die Seite zu stellen sind und die Grundlage für die gegenwärtigen Erfolge schufen. In dem Val Sugana schlugen sich die Italiener lange Zeit mit österreichisch-ungarischen Vortruppen und Patrouillen herum, um erst nach mehr als zwei Kriegsmonaten die von Anfang an gewählte Hauptstellung der Verteidiger zu erreichen. Dort standen sie seither wie angewurzelt fest und beschränkten sich auf kleinere Unternehmungen von rein örtlicher Bedeutung, ebenso wie im westlichen Teil des Südtiroler Abschnittes, im Raum der Festung Riva.“

Aus jener von Wirth mit kräftigen Zügen knapp geschilderten, von den Oesterreichern selbstgewählten und ein Jahr hindurch zäh behaupteten Stellung heraus hat sich der erste große Angriffskampf gegen Italien entwickelt. Aus den Defensivstellungen wurden plötzlich Ausfallspforten. Am 13. Mai begannen die österreichischen Geschütze mit verstärkter Gewalt ihren Eisenhagel gegen den wohlverschanzten Feind zu werfen. Noch wußte der Fernstehende nicht zu entscheiden, welchem Teil der Front die Aufmerksamkeit im besonderen galt, aber schon am nächsten Tage wurde es klar, daß ein Vorstoß aus dem südöstlichen Teil Tirols der Zweck der gewaltigen Kanonade war. Und am 15. Mai erfuhr man, daß der Vorstoß wohl gelungen war.

Die Meldung des stellvertretenden Chefs des Generalstabs, Feldmarschalleutnants von Hoefer, lautete: „In Südtirol nahmen unsere Truppen, unterstützt durch überwältigende Artilleriewirkung, die ersten feindlichen Stellungen auf dem Armenterra-Rücken, auf der Hochfläche von Vielgereuth, nördlich des Terragnolo-Tales und südlich von Rovreit (Rovereto). In diesen Kämpfen wurden 65 Offiziere, darunter ein Oberst, und über 2500 Mann gefangen und elf Maschinengewehre und sieben Geschütze erbeutet. Ein feindliches Flugzeug wurde abgeschossen.“

Dieser durch Kürze und Prägnanz vorteilhaft von den Cadornaschen „Wetterberichten“ sich abhebenden Meldung ließ sich entnehmen, daß der Vorstoß in drei Richtungen erfolgte. Der Armenterra-Rücken ist ein etwa 15 Kilometer langer, ungefähr 1000 Meter über der Sohle des Suganer Tales sich erhebender Gebirgsstock südlich der Linie Levico-Borgo. Die Italiener hatten ihn vor einem Jahre besetzt und zu einer unüberwindlich scheinenden Festung ausgebaut, von der aus sie talaufwärts in der Richtung auf Trient operierten, freilich ohne weit zu kommen, denn die Oesterreicher waren an den Abhängen des gegenüberliegenden Monte Collo eingegraben und wichen und wankten keinen Fuß breit zurück. Durch die Erstürmung der Armenterra wurde das Brenta- oder Suganertal bis über den Masobach und die Ortschaft Strigao hinaus frei und der Zutritt zur Straße eröffnet, die in Windungen zum Crenzeck und weiter nach Asiago im Gebiet der Sette Comuni führt.

Die zweite Attacke war gegen die Stellungen der Italiener auf der Hochfläche von Vielgeretuh (Folgaria) gerichtet. Diese Hochfläche bildet den Schlüssel zum Etschtal, und wer sie besitzt, der beherrscht den Zugang zu den Städten Rovereto und Trient, ja zum Herzen Tirols. Es sind fast dreißig Jahre her, daß auf dieser Hochfläche und der anstoßenden von Lafraun (Lavarone) die Trienter Division ihre Herbstmanöver abhielt. Der Schreiber dieses Aufsatzes erhielt an einem Gefechtstage den Auftrag, mit einem Zug Kaiserjäger den rechten Flügel der 16. Infanteriebrigade zu begleiten und darauf zu achten, daß in der Hitze des Gefechtes ja niemand auf der Asticostraße oder auf den beiderseitig aufsteigenden Höhen die nur einen Büchsenschuß entfernte Grenze überschreite. Aus dem Italienischen herüber kamen auf Maultieren drei schlanke Gestalten geritten, auf den ersten Blick als Offiziere erkennbar. Sie hatten ausgezeichnete Terrainkarten bei sich, die sie dem Führer des Zuges bereitwilligst zeigten. Und auf diesen Karten, besser gesagt Krokis, waren fein säuberlich die Schußdistanzen eingetragen der imaginären Batterien, die auf dem Campo Molon, dem Monte Torero und anderen Höhen, die jüngst so häufig genannt wurden, stehen sollten. Damals war das Bündnis mit Italien noch jung und unverbraucht, niemand dachte daran, auf unserer Seite wenigstens, daß es jemals anders werden würde. Aber einige Jahre hernach fingen die Italiener an, auf dem Campo Molon, dem Monte Torero und dem Spitz Tonezza Panzerforts zu errichten, und die Oesterreicher mußten wohl oder übel dem Beispiel folgen und die Hochflächen von Vielgereuth und Lafraun befestigen. Die Pläne für die allgemeine Anlage der Fortifikationen lieferte der junge Generalstabsmajor Ritter Dankl, als praktischer Berater stand ihm unser Lehrer der Taktik, Hauptmann Karl von Gelb, zur Seite. Heute leitet Generaloberst Dankl die Landesverteidigung Tirols, und Feldmarschall-Leutnant von Gelb kommandiert eine Division des Grazer Korps, das die Italiener von den Höhen am Südrande der Hochflächen verjagt und über die befestigten Berge bis fast in die Po-Ebene hinunter getrieben hat. Die Forts haben sich nur auf dem Tiroler Gebiet bewährt. Jenseits der Grenze scheinen sie ihren Zweck verfehlt zu haben, wohl, weil sie als Offensiv-, nicht als Defensivmittel gedacht und angelegt waren.

Die dritte Offensivbewegung war aus dem Raum von Rovereto heraus gegen die im Etschtal nördlich von Marco und gegen die im Vallarsatal (Brandtal) stehenden Feinde gerichtet. Zwischen beiden Tälern erhebt sich bis zu 1300 Metern Höhe das Bergmassiv der Zugna Torta, dessen zum Teil sehr steil abfallende Seiten von den Italienern stark befestigt worden waren. Die letzteren hatten sich auch im Terragnolotal festgesetzt, wo sie eine ständige Bedrohung Roveretos, wie auch der Hochflächen von Vielgereuth und Lafraun bildeten. An und für sich war diese dritte Offensivbewegung von sekundärer Bedeutung, da sie nicht die Eröffnung einer Zufahrtsstraße nach der Po-Ebene, sondern die Beseitigung des Druckes auf die südlich von Vielgereuth und Lafraun vorstoßende Kolonne bezweckte.

Ueber die in den ersten fünf Tagen der Offensive erzielten Erfolge schreibt Kriegsberichterstatter Wirth:

„In raschen Schlägen wurde binnen wenigen Tagen ein großer Teil dessen zurückerobert, was den Italienern freiwillig überlassen worden war, und darüber hinaus die feindliche Grenze an mehreren Stellen überschritten. Namentlich das Plateau von Vielgereuth, das bis jetzt mit seinen kahlen Hügeln und Bergketten nichts anderes zu sein schien, als ein Eckpfeiler der Verteidigung Trients, hatte sich mit einemmale in eine Angriffsbasis größten Stils verwandelt. Von hier aus drangen die Truppen des Thronfolgers in stürmischem Anlauf nach Süden vor, nachdem ihr linker Flügel durch Erstürmung des Armenterra-Rückens in Val Sugana gesichert und im Etschtal der beherrschende Kamm der Zugna Torta genommen war. Der Erfolg der allerersten Angriffstage hat unvergleichlich viel mehr zu bedeuten als alles, was die Italiener in einem ganzen Kriegsjahr erreicht haben. Ihnen war es nie gelungen, den Kampf eine andere Form als die des verlustreichen frontalen Anrennens annehmen zu lassen, das angesichts des außerordentlich schwierigen Geländes selbst im Falle örtlichen Gelingens ohne Einfluß auf die Nachbarabschnitte bleibt. Die immer mehr ausgesprochene Bogenfront hingegen, in die sich die Truppen des Thronfolgers vorgekämpft haben, wirkt durch die damit verbundene Umfassungsmöglichkeit auf immer größere Abschnitte feindlicher Stellungen, die dadurch abschnittsweise in Flankenfeuer geraten. Daraus erklärt sich der verhältnismäßig sehr große Raumgewinn der letzten Tage. Aus dem Stellungskrieg in Südtirol ist augenblicklich ein Bewegungskrieg geworden.“

Am 25. Mai, zehn Tage nach dem Beginn des Vorrückens, standen die Oesterreicher schon tief in italienischem Gebiet, und in den ersten Junitagen hatten sie das ganze Terrain besetzt, das vom Brentafluß im Osten, dem Brandtal im Westen und einer Linie, die in ziemlich gerader Richtung von Chiesa im Brandtal ostwärts bis zu einem Punkte fünfzehn Kilometer südlich der Ortschaft Gallo verläuft. Asiago und Arsiero mit allen ihren Panzerwerken und Felsenforts waren in ihren Händen, und von den eroberten Höhen konnten sie in die Po-Ebene nicht nur hinunterschauen, sondern auch hinunterschießen. Die Einnahme von Vicenza und Padua wäre nur mehr eine Frage kurzer Zeit gewesen, und in Italien machte man sich bereits auf das Schlimmste gefaßt, wie aus folgendem Leitartikel, der am Ende Mai im „Giornale d'Italia“ erschienen ist, hervorgeht:

„Der österreichische Schlag hat ganz Italien erschüttert. Italien fühlt heute heftig und unmittelbar die österreichische Gefahr. Der furchtbare Kampf auf den Hochflächen von Vicenza entscheidet über das Geschick Italiens. Das Volk Italiens will siegen und hat deshalb seine Augen auf die Verantwortlichen geheftet. Das Volk wird nicht zurückweichen, sollte es aber den Leitern Italiens an Energie gebrechen, so wird sich die ganze Nation in einer unwiderstehlichen Begeisterung erheben und ein Schauspiel darbieten, das unvergeßlich bleiben wird.“

Aber nicht nur den Verantwortlichen in Italien glaubte das Blatt, das durch seine Hetzarbeit am meisten zur heutigen Lage Italiens beigetragen hat, eine Mahnung zurufen zu müssen. Es wendete sich auch an die Verbündeten Italiens, an England und Rußland, deren Haltung dazu angetan sei, die Pläne Deutschlands und Oesterreichs, die dahin zielen, die Gegner einzeln niederzuwerfen, zu unterstützen. Rußland und England wollen warten, bis sie mit ihrer Organisation fertig sind. Aber was kann diese noch nützen, wenn bis dahin der eine oder der andere der Verbündeten niedergerungen ist und die ganze Entente ihr Spiel verloren hat?

Die in die Hilfe der Alliierten gehegte Hoffnung sollte nicht zu Schanden werden. Rußland begann seine gewaltige Offensive, deren Wirkung sich an der italienischen Front bald bemerkbar machte. Durch das Abziehen bedeutender Truppenmassen geschwächt, beschlossen die Oesterreicher, einen Teil des eroberten Gebietes wieder aufzugeben. Aber sie werden sich das, was sie geopfert haben, wieder holen, sobald sie im Osten des Reiches dem Moskowiter ein „Bis hierher und nicht weiter!“ gebieten können. Und dann wird der letzte Akt der Tragödie des italienischen Verrats beginnen.

Durch die österreichische Offensive haben die Italiener 35,000 Mann an Gefangenen, mindestens 70,000 an Toten und Verwundeten verloren. Sie haben über 300 Geschütze aller Kaliber eingebüßt, und es ist anzunehmen, daß die Oesterreicher, falls sie sich bis zur Tirolergrenze zurückziehen, vorher alle Befestigungen gründlich zerstören werden. Die Toten und Gefangenen und Verkrüppelten kann Italien ersetzen, nicht aber das verlorene Kriegsmaterial, am allerwenigsten die vielen Geschütze.

Einnahme des Panzerwerks Casa Ratti.

Die „Tiroler Soldatenzeitung“ veröffentlicht die dienstliche Meldung des Patrouillenkommandanten, Leutnants Albin Mlaker, der ungeachtet des heftigen beiderseitigen Feuers mit seinen Leuten in das zur Befestigungsgruppe von Arsiero gehörende Panzerwerk Casa Ratti (Barcarola) eindrang, die feindlichen Sappeure die es sprengen wollten, gefangen nahm und das Werk so eroberte. In der dienstlichen Meldung Mlakers heißt es:

„Das noch vollkommen intakte Fort Barcarola wurde während der Beschießung durch eigene schwere Artillerie der 30,5 Mörser und in feindlichem Schrappnellfeuer um 2 Uhr 10 Minuten nachmittags genommen. Das Fort Barcarola ist ein vollkommen modern ausgestattetes und starkes Panzerwerk mit drei 15-Zentimeter-Haubitzen modernster Konstruktion in gepanzerten Kuppeln, einem gepanzerten Beobachtungsstand und zwei Kasematten für Flankierung mit Maschinengewehren. Es hat einen Hindernisgraben von zirka vier Metern Tiefe und fünf Metern Breite und Kehl- und Munitionskasernen. Der Zugang zur Munitionskaserne bildete einen zweiten Kehlhindernisgraben. Vorgelagert ist dem Werke eine mehrlinige Infanteriestellung mit etagenförmigen mehrzonigen Stacheldrahthindernissen. In den Infanteriestellungen befanden sich tagsüber lebensgroße Masken und Köpfe, welche die Besatzung vortäuschen sollten.

Der Zweck meiner Aktion war, Klarheit zu verschaffen, ob das Fort besetzt ist, da durch die geschickte Vortäuschung der Besatzung Zweifel darüber entstehen mußten, zumal anderseits das Fort bei Tag nicht schoß. Zur Durchführung der Aktion nahm ich einen Sappeurunteroffizier und sieben Mann eines Nachrichtendetachements eines Jägerregiments. Die Patrouille näherte sich aus westlicher Richtung über einen steilen Abfall der linken Schulter des Forts. Die Annäherung wurde vom Monte Cengio bemerkt und der Gegner richtete ein heftiges Schrapnellfeuer auf die Patrouille. Daher schritt dieselbe rasch und entschlossen unter steter Gefahr feindlicher Steinfugassen und Minen, welche gemeldet wurden, bis an die Hindernisse, durchkroch dieselben und gelangte an die Kontereskarte des Kehlgrabens.

In diesem Moment wurden die Panzerscharten der Flankierungsanlagen geöffnet und Bewegung bemerkt. Die Infanterie zögerte daher, den tiefen Graben zu nehmen und zu passieren, da auch das eigene schwere Artilleriefeuer auf das Werk einsetzte, welche eine schwere moralische Depression verursachte. Doch gelang es in diesem entscheidenden Augenblick, durch Hineinspringen in den Graben und Erkletterung des Werkes durch mich und den Sappeurunteroffizier, die Mannschaft zum alsbaldigen schneidigen Nacheilen in die Kehle des Werkes fortzureißen. Durch rasches Durchstreifen der oberen Stockwerke konnte die Zündung der Minen durch drei feindliche Sappeure verhindert werden. Es ist zu wundern, daß die in dem Werk befindliche feindliche Patrouille keinen Versuch machte, das Eindringen zu verhindern, was sehr leicht hätte geschehen können. Die Minen wurden in den Panzertuppeln sehr geschickt gelegt, so daß je eine derselben im Rohr, je eine verdeckt in den Seiten- und Höhenrichtmaschinen sich befand, sodann wurden auf dem Kuppelgelatine aktiviert und Zündkapseln einerseits beiderseits je 2 Granaten mit Sprengseits in die Kugel zwischen der Kupel und dem Unterbau, andererseits in den Verschluß so geschickt untergebracht, daß durch unvorsichtiges Oeffnen des Verschlusses oder Aenderung der Lage des Geschützes die Explosion der Minen und Granaten erfolgen mußte.

Nach Besetzung aller Gänge erstieg ich die Panzerkuppel auf dem Deck des Werkes, gab ungeachtet des Artilleriefeuers gegnerwärts drei Schüsse ab und winkte zum Nachfolgen der eigenen Infanterie. Diese sowie das Flattern der weißen Fahne wurde wegen unsichtigen Wetters auf dem Höhenzug des Monte Cimone und Tonezza nur von der Infanterie der Gruppe Astico bemerkt, welche hierauf vorrückte. Die Artillerie wirkte noch heftig weiter auf das Werk. Die in den Fugen zu der Panzerkuppel und dem Unterbau eingeschobenen Sprengkapseln hätten bei einem Treffer auf die Kuppel, beziehungsweise starke Erschütterung, die Minen zur Explosion gebracht. Ich versuchte daher noch einmal, auf dem Deck des Werkes mit der weißen Fahne zu winken, konnte aber nicht bemerkt werden. Als auch der Gegner das Werk mit schwerstem Kaliber zu bombardieren anfing, desaktivierte ich die Minen, um die intakten Geschütze zu retten.

Ich bemerkte, daß diese immer gefahrvolle Arbeit während der heftigen Beschießung durch beide Artillerien unter der Panzerkuppel geschehen mußte, wo bei einem eventuellen Treffer auf die Kuppel die Minen zur Explosion gebracht worden wären, abgesehen von der ganz erschütternden Wirkung der Bombenschläge im obersten Stockwerk. Dieser Teil der Aktion war daher der schwierigste. Das Fort wurde so lange besetzt gehalten, bis die Asticotal-Gruppe bereits südlich des Forts vorrückte, und sodann an eine starke Abteilung abgegeben.

An Beute wurden gewonnen: 3 moderne vollkommen intakte 15 Zentimeter-Haubitzen mit Rohrrücklauf samt Verschluß, im Kehlgraben 2 leichte Feldkanonen, hiervon eine zerstört, 3 Mann im Werk aus den Flankierungsanlagen, 3 Mann in der Kehlkaserne, ferner große Mengen an Artilleriemunition.

Die Gefangenen sagten aus, daß die Infanteriebesatzung bei Nacht 300 Mann betrug, beim Morgengrauen hatten sie sich zurückzuziehen. Im Falle der Nichtbesetzung durch uns (den Gegner) sollten sie am Abend wieder die Infanteriestellung beziehen. Die Artillerie hatte in der Frühe einige Schüsse abzugeben, sich sodann zurückzuziehen, worauf die Minen in die Kuppeln zu setzen waren. Beim Eindringen in das Werk sollten die Minen entzündet werden.“

Soweit die eigene dienstliche Meldung Mlakers. Zur Charakterisierung dieses mutigen Offiziers fügt die „Soldatenzeitung“ noch bei, daß Mlaker am 15. Mai bei Malga Seconda Posta während einer teilweisen kurzen Feuerpause von 10 Granaten im eigenen Artilleriefeuer aus dem Graben vorstürzte und mit einer Sappeurpatrouille die 300 bis 400 Schritte entfernten feindlichen Hindernisse sprengte.

— Das W. T. B. verbreitet folgende Mitteilung aus Kopenhagen: Die deutsche Wolffmeldung, in der die russischen Lügen über Zustände in deutschen Gefangenenlagern zurückgewiesen wurde, ist von der gesamten dänischen Presse mit Ausnahme einer großen dänischen Zeitung totgeschwiegen worden, wie überhaupt von der dänischen Presse fast systematisch die amtlichen deutschen Mitteilungen im Gegensatz zu denen anderer Staaten nicht gebracht werden.

— Achtung verdient, wer erfüllt, was er vermag; jedes Wesen kann nur in seiner Eigenheit gut sein

Karte des Kriegsschauplatzes.

Unangenehme Wahrheiten.

Stockholm, Ende Mai.

Der Rektor der Universität Upsala, Prof. Schuck, hielt bei dem alljährlichen Frühlingsfest der Universität eine bemerkenswerte Rede. „Diese harten Zeiten“, begann er, „sind wenig geeignet zu Festen und Festreden, denn wenn es auch nicht in unserm eigenen Hause brennt, so brennt es doch in dem unserer Nachbarn, und die Gefahr, daß die Flammen sich in einem Nu auf unser eigenes Grundstück werfen können, ist noch nicht beseitigt.“ Dann schilderte er die Eindrücke, die er auf einer Reise nach Deutschland und Frankreich gewonnen habe, und führte u. a. folgendes aus:

„Eine feste Entschlossenheit, bis zum letzten auszuharren, konnte man sowohl in Deutschland als auch in Frankreich beobachten, und in beiden Ländern merkte man einen starken Geist, den ein großes Volk während einer Prüfungszeit entwickeln kann. Vor diesem erhebenden Schauspiel in Frankreich und Deutschland mußte ich mich unfreiwillig selbst fragen, wie wir in unserm Lande uns dem Krieg angepaßt haben, der doch ein Weltkrieg auch in dem Sinne ist, daß er alle Länder berühret, und die ganze Menschheit darunter zu leiden hat. Die Beantwortung dieser Frage machte mich nicht stolz darauf, einem neutralen Lande anzugehören, und ich konnte wohl verstehen, daß wenigstens etwas Berechtigtes in dem mehr oder weniger versteckten Unwillen liegt, mit dem die Neutralen betrachtet werden. Wir Neutralen haben uns auch auf unsere Weise dem Krieg angepaßt, aber wir können kaum behaupten, daß diese Anpassung uns moralisch besser als die Nationen gemacht hat, die augenblicklich ihren aufreibenden Kampf gegeneinander ausfechten, und wir haben wahrhaftig nicht das Recht, uns an unsere Brust zu schlagen und uns auf unsere Humanität und unsere Friedensliebe gegenüber den barbarischen Kriegsgelüsten der andern zu berufen. Ich will durchaus nicht die Schwierigkeiten, die der Krieg unserm Volk verursacht hat, unterschätzen. Unsere Regierung, deren gleichzeitig feste und friedliebende Politik unser aller Dankbarkeit verdient, hat in dem vergangenen Jahr genug schwere Tage gehabt, und nicht am wenigsten deswegen, weil wir trotz der schweren Zeiten die Parteisplitterungen in unserm eigenen Lande nicht begraben konnten. Einzelne, besonders diejenigen, die ein niedriges Einkommen beziehen, sind von der herrschenden Teurung recht unsanft berührt worden, und der schwedische Seemann, der sich in das minengefüllte Meer begibt, hat oft mit seinem Leben für seine Kühnheit büßen müssen. Aber für unser Volk, im ganzen betrachtet, wiegen diese Unbehagen doch federleicht gegen die, welchen die Streitenden sich unterwerfen müssen. Die Mehrheit unsers Volkes hat an dem Unglück unserer Nachbarvölker verdient. Reichtümer sind in unser Land geströmt, neue Vermögen sind geschaffen worden, und alte Millionenvermögen sind noch größer geworden. Aber in nicht geringem Maße sind diese Vermögen durch Wucher auf Kosten der Not anderer zustande gekommen. Zwar waren wir nicht scheinheilig genug, auf demselben Schiff Friedensapostel und Munition hinauszusenden, aber wir haben es verstanden, für die notwendigen Waren, die wir verkauften, uns teuer bezahlen zu lassen, und wir haben sie nicht aus christlicher Barmherzigkeit verkauft. Doch dies ist allgemein menschlich, und wenn wir in dieselbe Not gerieten, würden wir ebenso behandelt werden, denn das wirtschaftliche Leben kennt keine Sentimentalität. Der Reichtum kann ja auch zu vielem Guten angewandt werden, er gibt neue Arbeitsgelegenheit und bereitet Tausenden eine bessere Existenz, er schafft und erhöht das Glück unsers ganzen Landes. Aber wollen wir ehrlich sein, dann müssen wir gestehen, daß diese rasch und leicht, oft ohne jegliche Anstrengung, erworbenen Reichtümer unsere Genußsucht und unsern Leichtsinn erhöht haben. Wir leben hier wahrhaftig nicht wie in einer traurigen Zeit. Und darin liegt eine Herzlosigkeit und Barbarei, die vielleicht größer ist als die, welche auf den Schlachtfeldern verübt wird. Dort ist man doch bereit, sein Leben fürs Vaterland, für eine Idee zu opfern, die mehr als das Glück des Individuums bedeutet, und wenn man vielleicht in der Hitze des Gefechts oder vielleicht durch die bittere kriegerische Notwendigkeit sich Handlungen schuldig macht, die wir Neutralen in unserer eigenen Selbstgefälligkeit als unmenschlich stempeln, ist das in meinen Augen verzeihlicher als unsere eigene herzlose kalte Gleichgültigkeit gegen die Leiden anderer. Ich verstehe daher wohl die versteckte Erbitterung der Kriegführenden gegen die Neutralen. Sie leiden, hungern, kämpfen und sterben, und wir ernten Gewinn von ihrer Not, wir genießen das Leben in erhöhtem Maße, wir scherzen und schwatzen, während der Tod über ihr Land dahinschreitet. Es ist menschlich, daß der Unglückliche Erbitterung gegen den Reichen und Mächtigen fühlt, und diese Erbitterung ist berechtigt, wenn der Reiche herzlose Gleichgültigkeit gegen das Leiden zeigt. Gleichzeitig ist es natürlich, daß die kämpfenden Nationen einen Groll darüber verspüren, daß wir dem Schicksal, das sie getroffen hat, entgangen sind, und daß sie recht haben, sich zu härmen, wenn sie uns vergnügt und sorgenlos sehen, während sie selber den Becher des Leidens bis auf den Boden leeren. Und sie haben schließlich recht, uns vorzuwerfen, daß wir ein verletzendes Ueberlegenheitsgefühl zur Schau tragen. Der Deutsche ist davon überzeugt, daß das Recht auf seiner Seite ist, und der Franzose glaubt, es sei auf seiner. Wir wollen den unparteiischen Richter spielen; und zu der Rolle taugen wir kaum. Die unendlich mannigfaltigen Faktoren, die diesen Krieg hervorgerufen haben, kennt vielleicht, sogar wahrscheinlich kein einziger, wieviel Fäden er auch in seiner Hand gehabt haben mag. Wir Außenstehenden wissen noch weniger, wo die Schuld liegt. Der Krieg kann ein Unglück sein, das nicht durch den einzelnen Willen verursacht wurde, sondern durch viele Faktoren, denen der einzelne Mensch, wieviel er auch bedeuten mag, machtlos gegenübersteht. Noch verletzender wirken die wohlgemeinten Friedensermahnungen und Friedensvorschläge, die hin und wieder von den Neutralen ausgehen. Deutsche und Franzosen kämpfen wahrhaftig nicht zum Spaß, und brennender als wir, die wir in Ruhe sitzen, wünschen sie — das Volk sowohl wie die Regierung — den Frieden herbei. Aber sie wissen auch, daß die Sache nicht so leicht und einfach ist, wie wir Neutralen sie uns in unserer Einbildung vorstellen. Charlatane und weise alte Frauen, die vorgeben, daß sie das Uebel der Zeit heilen können, gibt es genug, aber der wirkliche Arzt ist leider noch nicht gekommen, und nur er weiß, wann der rechte Augenblick da ist, einzugreifen, mit der Aussicht, daß das Leiden geheilt werden kann. Die Stelle, wo der Blitz einschlug, wurde im alten Rom als heilig betrachtet, und mit scheuer Ehrerbietung ging man dort vorüber. Diese Rücksicht gebührt auch uns, dem Unglück, das Europas größte und edelste Nationen getroffen hat, zu zeigen, und auch wir sollten, mehr als bisher, von dem Gefühl der Heiligkeit, das ein edles Gemüt beim Anblick großer Leiden spüren muß, durchtränkt werden.

Der Rector magnificus der altberühmten Universität Upsala hält hier nicht nur seinen Landsleuten, sondern allen Neutralen einen Spiegel vor, in den nur wenige von ihnen mit gutem Gewissen blicken können, denn leider hat im bisherigen Verlauf des Weltkrieges in allen neutralen Ländern diesseit und jenseit des Ozeans nur ein verschwindend kleiner Bruchteil so gedacht wie dieser schwedische Professor. Das Volk, dessen Vorfahren mit scheuer Ehrfurcht an der Stätte, wo der Blitz eingeschlagen hatte, vorübergingen, hat angesichts der schweren Not, die über seine langjährigen Verbündeten hereinbrach, kein Gefühl der Heiligkeit verspürt, nur der „sacro egoismo“ beherrschte es, und als es diesen befriedigen zu können glaubte, zerriß es die Verträge. Solche galten freilich nach dem Zeugnis des römischen Geschichtsschreibers Publius Cornelius Tacitus schon vor zwei Jahrtausenden in Italien weniger als in Deutschland Handschlag und Wort. Alle neutralen Länder, kleine wie große, haben die günstigste Konjunktur ausgenutzt und sich „die notwendigen Waren“, die sie uns „nicht aus christlicher Liebe“ verkauften, „teuer bezahlen lassen“. Das ist „allgemein menschlich“, denn „das wirtschaftliche Leben kennt keine Sentimentalität“. Auch wir haben nach dem Wort unseres Kanzlers die Sentimentalität verlernt. Mit wirklicher Erbitterung haben wir in Deutschland und den uns verbündeten Ländern auch nur das Gebaren derjenigen Neutralen verfolgt, die sich „an die Brust schlagen“ und auf ihre „Humanität und Friedensliebe gegenüber der barbarischen Kriegsführung anderer berufen“, von denen der schwedische Professor mit den Worten abrückt: „Wir waren nicht scheinheilig genug, auf demselben Schiff Friedensapostel und Munition hinauszusenden“, die „den unparteiischen Richter spielen wollen und zu der Rolle kaum taugen“.

Flieger an der Front.

Von der Beresina schreibt ein Kriegsteilnehmer der Königsberger Hartungschen Zeitung: Die Fliegertätigkeit hat in letzter Zeit in unserer Gegend stark zugenommen. In aller Frühe schon stellen sich die unliebsamen russischen Gäste ein, da unsere Stellungen sich dann in der günstigsten Beleuchtung zeigen. Unsere Batterien feuern zur Abwehr und mit dem Morgenschläfchen ist es vorbei. Aufmerksam werden die Vorgänge in der Luft verfolgt. Zu gern möchten wir es erleben, wie ein feindlicher Flieger heruntergeholt wird. Diese Gelegenheit war uns heute nahe. Ein Russe kreuzte wieder über uns. In geschickter Weise wußte er unserem Schrapnellfeuer auszuweichen. Wir verfolg